

(Nachdruck verboten.)

24]

Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Rasmussen.

Alle Araber empfanden Beklemmungen und seufzten wie Methodisten in einer Bedungséance.

Aber es gab auch niemanden, der eine Klage so rührend hervorzufluchzen imstande war wie der Beduine aus Othello. Nachdem er sein Publikum in die vollkommenste Sicherheit gewiegt, indem er mit festgeschlossener Munde, nur unter kunstfertigstem Gebrauch der Nase, die er wie ein Jagot oder wie ein Englischhorn behandelte, eine volle Minute geungen hatte, kam es mit einem Male wie eine knallende Explosion. Nein, dies Schluchzen konnte nicht ergreifender dargestellt werden. Es wäre denn bei Vollmond. Und von einem Vater.

Die Damen erregten nicht geringere Begeisterung.

Sie hatten ja vor dem Tenor den Vorzug, daß sie eben Damen waren.

Sie sangen nicht bloß die traditionellen Hochzeitsgesänge, deren unendlich variierte Rhythmen ein Luteser kaum mehr entbehren zu können scheint, sondern sie brachten auch einen Gruß aus Aegyptens um so viel reicherer Gesangskunst und -literatur.

Die Versammlung lauschte in rührender Andacht, ohne Beifallsäußerungen, aber mit jenem seligen Ausdruck der Augen, der den Künstlern mehr wert ist als lärmendes Beifallklatschen.

Viele von ihnen waren literarisch gebildete Männer — die siebzig Professoren der Universität in der Zitunamoschee wirken nicht vergebens — und sie gehörten einem Volke an, das die schönen Künste der Poesie und Musik liebt trotz einem. Sie schienen halbtot — aber ihr Genuß war unsagbar!

Eine solche stille Sommernacht unter den blinkenden Sternen war ja wie das Paradies, von dessen Wonnen sie träumten.

Hier war der blumenduftende Garten mit dem Silberglodenklang rieselnder Springbrunnen, durch die kühle Pracht der Marmorwände vor der Prosa der Welt geschützt; hier war Dichtung und Gesang als Manna für die Seele; eiskalte gewürzte Getränke als Labung für den Gaumen; schöne Weiber, die die Phantasie zu lässig träumenden Spielen verlockten.

Ein solches Fest hatte nur den einzigen Fehler, daß es nicht ewig währte. — — —

In weit vorgerückter Abendstunde erschien Marcel, dessen schwarzer Frack und weiße Weste mit den hellen arabischen Trachten und dem ganzen Milieu nur schlecht übereinstimmten, was jedoch die Araber weit weniger empfanden als er selbst.

Er war der einzige Europäer, der eingeladen worden, nachdem Si Hamza es vorgezogen hatte, die Aufmerksamkeit nicht mehr, als streng notwendig war, auf sich selbst zu lenken.

Marcel hatte er, um seine Mutter nicht zu verletzen, nicht gewagt zu übergehen, obwohl seine Gefühle dem jungen Mann gegenüber um einige Grade abgekühlt waren. Marcel vor dem Darlehen und Marcel nach diesem unglückbringenden Darlehen — das war zweierlei.

Amor, der prompt alle von Djerida gegossenen Augen verschloß, hatte Hamza zu verstehen gegeben, daß Pleira ihm möglicherweise größeres Glück gebracht hätte, wenn sie nicht um „französisches Geld“ gekauft worden wäre.

Obwohl Marcel nicht umhin konnte, die Veränderung in Hamzas Stimmung zu bemerken, so interessierte sein Wirt ihn doch zu wenig, um tiefer über diese Stimmungsumschläge zu philosophieren, die überdies bei den Arabern so häufig und so unberechenbar sind. Es war ihm sogar lieb, einem Sturzregen banaler Komplimente zu entgehen, den mit demselben unechten Metall zu bezahlen er sich nicht bequemem konnte.

Er war ohne Begeisterung, aber von einer gewissen Neugierde getrieben zu dieser Hochzeit gegangen. Die Braut würde er ja, das wußte er, nicht zu sehen bekommen. Er kannte sie ja übrigens nicht und hatte keine Ahnung, wie sie

ausfah, da sie schon bei seinem ersten Besuch in diesem Hause über das Kindesalter hinaus war, in dem sie sich vor Männern noch zeigen durfte.

Dagegen hatte der Bräutigam ihn nicht bloß interessiert, sondern sogar seine tiefe Sympathie erregt. Er hatte ihm mit einem Schlag Blick und Verständnis für eine Welt gegeben, die ihm bisher auf eine große Torheit oder bestenfalls als ein Rätsel erschienen war, und er hatte sein Interesse, diesem Rätsel auf den Grund zu kommen, just zu einem Zeitpunkt erweckt, wo die Lösung dieses Rätsels ihm wichtiger war als je zuvor. So war denn auch Abdallah außer nur der einzige, mit dem er sich im Verlaufe des Abends unterhielt.

Uebrigens gab es in diesem Hause ein Weib, das sein Interesse auf eine unbehagliche Art fesselte.

Gleich als er kam, strich Nabrufa im Korridor an ihm vorüber. Es gab ihm einen Ruck, als er erkannte, daß dies die Beduinerin sein müsse, die ihn an jenem Abend so zärtlich überfallen hatte. Allerdings kam es ihm vor, als wäre sie damals schlanker gewesen, aber er konnte sich ja so leicht täuschen, nachdem der einzige ganz deutlich zurückgebliebene Eindruck jener nasse leidenschaftliche Kuß gewesen, der ihm schon damals unangenehm war, jetzt aber völlig widerwärtig wurde, als er die milde Spenderin wieder sah, deren Zähne ihm entgegengrinsten.

In der Gesellschaft der jungen Männer gab es viele, die Marcel heimlich beobachteten. Man wußte, daß er der Sohn der Madame Barrière sei, die Pastor Green half, Muslim wie Juden von ihrem väterlichen Glauben abtrünnig zu machen. Er war aus diesem Grunde Gegenstand eines fanatischen Hasses geworden, der von der Zitunamoschee in die ganze arabische Bevölkerung ausstrahlte. Die Juden nahmen die Sache mit größerer Gemütsruhe auf, schliffen aber ihren Wis und schilderten die Situationen, die man sich zwischen der „Priesterin“ und Pastor Green ersann, in blutigen Schmählchern, die zuweilen mitten während der Sitzungen aufstachten und als Psalmenmelodien von Mund zu Mund gingen. Die Sprache, in der sie abgefaßt waren, „Sabir“, eine Art selbstentstandenes Esperanto, das hauptsächlich von den tunesischen Juden gesprochen wird, welche es aus den vier oder fünf dort heimischen Sprachen zusammen gebraut haben, war für den Priester und seine Gehilfin chinesisch.

Daß Marcells Abstammung nicht eben dazu angetan war, ihn populär zu machen, hatte er häufig genug fühlen müssen, wenn er durch die schmalen Labyrinth der inneren Stadt ging und es sich just so traf, daß die merkwürdigsten Dinge immer dann aus den Fenstern geschleudert wurden, wenn er unten vorbeiging.

Nun aber hatte es sich ereignet, daß der alte angesehene Sjech Si Saleem ben Esjuk es Serir ihn als Schüler angenommen hatte und gleich von der ersten Woche an wahre Lobreden auf den jungen Mann hielt. Si Salems Worte aber waren Gold und wogen schwer. Uebrigens fühlte die Eitelkeit der Araber sich geschmeichelt, daß ein Franzose, der das Wycke Carnot absolviert, einen arabischen Lehrer nicht verschmähte. Man munkelte auch, daß er die Bestrebungen seiner Mutter durchaus nicht billige. Allah war groß! Vielleicht wollte er den Sohn gebrauchen, um der Mutter die Augen zu öffnen und sie zum Islam zu bekehren.

Gegen halb zwei Uhr zog Abdallah sich mit seinen Freunden zurück, um in einem maurischen Bade zu übernachten.

Als man Sultana, die immer noch auf ihrem Paradebette lag, meldete, daß ihr Bräutigam gehe, bekam sie Lust zum Fenster zu treten, um ihn nochmals zu sehen.

Sie kam zu spät. Er hatte das Patio schon verlassen. Aber gerade unter ihr, das Antlitz direkt ihr zugewandt, saß Marcel — sie hatte von seiner Anwesenheit weder gewußt, noch daran gedacht.

Sie bohrte sich die Nägel in die Hände, um den Schmerz zu betäuben, den sein Anblick in ihr weckte.

Aber sie sammelte Kraft, und als könnte er hören, was sie sagte, stand sie mit flammenden Augen da und flüsterte glühende Hassesworte zu ihm hinab.

— Wille dir nicht ein, daß ich um dich leide! Bassen will ich dich! Dich aus meinem Herzen reißen, du falscher treulofer Hund! Ein anderer hat mich verdient, und er soll jede Faser und jeden Grad meines Körpers und meiner Seele besitzen! Nicht der Schatten eines Gedankens soll für dich übrig bleiben, du erbärmlicher, räudiger Hund! Mögen die Pocken deine Augen und die Cholera deinen Leib nehmen! Mögest du sterben in einer ewigen Verdammnis!

Erleichtert wie nach einer vollzogenen Rache legte sie sich auf die gestickten Kissen zurück.

Sie schloß die Augen und wiederholte still für sich selbst den feierlichen Entschluß, den sie gefaßt hatte: sie wollte ihren Gatten so innig verehren, wie es nur erlaubt ist, einen Menschen zu verehren; sich selbst und alles andere auf Erden vergessen und ihm alles schenken, alles, alles!

Beruhigt, fast hypnotisiert von diesem Gedanken schlummerte sie ein.

Den ganzen nächsten Tag mußte Sultana zur Schau- stellung für alle Frauen des Viertels unten im Patio auf ihrem Thronstuhle sitzen.

Erst, als auch diese Tortur überstanden war, gönnte man ihr ein wenig Frieden.

11.

Die Neubernählten traten die lange Reise, die sie direkt nach Sfax führen sollte, an Bord eines jener französischen Dampfer an, welche Tripolis und die tunesischen Küstenstädte anlaufen.

Sultana und Mabruka waren, um neugierigen Blicken zu entgehen, mehrere Stunden vor Abgang des Schiffes an Bord gebracht und sogleich in ihre Kajüte eingesperrt worden. Als sie nachmittags durch die Nacht hinaussteuerten, konnten sie durch das Ochsenauge Karthago und das weiße Sidi Bu Said erblicken; es war wie ein letzter Gruß der Heimat. Von da an sahen sie nichts als Wasser.

Sultana freute sich, ihre Geburtsstadt Sfax wiederzu- sehen. Es war ja kein Tag vergangen, an dem die Eltern nicht davon gesprochen hatten. Sie selbst war noch klein gewesen, als sie nach Tunis reisten. Aber zwei Dinge hatten sich ihrem Gedächtnis eingepägt: sie war auf einem kleinen Pferdchen geritten, das ihr Vater gezogen hatte, und sie war in einem kleinen Boote auf dem Meere gefahren. Seither hatte sie nie mehr geritten oder gefegelt. Der erste Wunsch, mit dem sie Abdallah überraschte, war daher, ob er sie wohl in einem kleinen Boote auf das Meer hinaussegeln wollte, wenn sie durch Sfax kämen.

Noch eines war ihr in Erinnerung geblieben: das große Haus, in welchem sie gewohnt hatten.

Si Hamza besaß dieses Haus noch. Es war sich selbst überlassen, stand unbewohnt und verfiel.

Abdallah mußte seine junge Gattin dorthin führen. Mabruka weinte, als sie das Haus wieder sah. Sultana er- kannte es und erkannte es doch nicht; sie wurde verlegen, als sie bemerkte, daß Abdallah nach all ihren phantastischen Be- schreibungen offenbar enttäuscht war. Er hatte sich ein Schloß vorgestellt.

Si Hamza hatte ihnen vorgeeschlagen, dort zu übernachten, und Sultana hatte sich im voraus darauf gefreut. Es würde eine Verlängerung des trauten Heimatgesüßls, eine erneute Frist bedeuten vor dieser Reise landeinwärts in das dunkle Festland, in dem alles ihr fremd und unbetraut war. Aber Abdallah hatte längst sein Versprechen gegeben, in der Zäua der Kadrijas zu wohnen, deren alter Marabu ein naher Freund seines Vaters gewesen und bei denen er selbst vor fünf Jahren fünfzehn Monate mit religiösen Übungen und Studien des Korans verbracht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Bonnot und Houndsditch vor 100 Jahren.

Actenmäßige Geschichte der Räuberbanden an den behden Ufern des Rheins aus Criminalprotokollen und geheimen Notizen des Hr. Keil, ehemaligen öffentlichen Ankläger zusammengesetzt von einem Mitgliede des Bezirksgerichts in Coeln, 1804.

Damals wie heute: nur daß es heute etwas schneller geht. Die Banden, die sich am Anfang des vorigen Jahrhunderts im Rhein- gebiet gebildet hatten, übertrafen (bis auf die Präntension einer Idee) die Bonnot und Londoner Anarchisten um ein Beträchtliches. Die Kühnheit, mit der sie die Rheinebene bis zur belgischen und

holländischen Grenze hinauf heimsuchten, war beispiellos, und nicht nur Schinderhannes war für die geängstigten Bauern ein Schred- wort geworden. Viel interessanter als ihre Verbrechen, die man nach heutigem Recht meistens als schwere Einbrüche und Raubmorde bezeichnen kann, ist ihre Darstellung und zugleich die Stellung der Behörden, die in diesem Falle gänzlich versagten. Dieselbe Polizei, die sich später im Bespizeln, Ueberwachen und Schikanieren frei- heitlicher Elemente nicht genug tun konnte, zeigte den unerschäm- testen Raubzügen gegenüber völlige Machtlosigkeit. Die unteren Organe speziell staken häufig mit den Räubern unter denselben Decken (eine reichte nicht mehr aus). Die Aussicht in den Gefäng- nissen erinnert lebhaft an die „Fledermaus“, und die besseren Ein- brecher waren alle sechs- bis siebenmal ausgebrochen.

Ich gebe aus dem ungemein lebensvollen Buch einige Proben: „Zum andern Male sah Feyer wegen Mangel des hinreichen- den Passes, und als Vagabund, in Coeln in Verhaft; aber wie vor- her nur auf kurze Zeit. Dießmal war er auf dem Gemeindehause verwahrt, und ihm zwey Bettler zugesellt. Sein Plan zu entfliehen, war gleich entworfen; aber das Wie? litt einige Schwierigkeiten. Vorerst mußte er die zwey Bettler gewinnen. Mit einem Ge- schenke von zwey Kronenthaler wurden sie stumm gezaubert. Nun ging es zur Ausführung. Oben der Thüre seiner Stube war ein eisernes Gitter. Von diesem brach er eine Stange los, um so durchschlupfen zu können. Aber noch eine zweite Thür stand ihm im Wege. Mit Gewalt sie öffnen gieng nicht, also mußte eine Gelegenheit abgelauert werden, durch sie zu schleichen. Feyer be- stimmte dazu die vierte Stunde Nachmittags, wo der Gefangenwär- ter den Gefangenen jedesmal ein Butterbrot zu bringen pflegte. Als dieser zur gewöhnlichen Stunde erschien, bat ihn Feyer sehr dringend um einen Krug Wasser. Er willigte ein, gieng fort und ließ, wie der schlaue Räuber sehr wohl calculirt hatte, die zweyte Thür offen. Feyer kriecht durch seine Oeffnung und wirft glück- lich auch durch die zweyte Thüre. Auf dem Platze vor dem Ge- meindehause, so will es sein Unstern, begegnet ihm der Gefangen- wärter mit dem Wasser. Feyer saßt Rut und schnellen Entschluß, streicht hart, aber sehr schnell an ihm vorüber, und — grüßt ihn. Es hilft. Der Gefangenwärter wird durch eben diesen vertrauten Gruß von dem Gedanken, den er im ersten Nu etwa hätte fassen können, daß der an ihm Vorüberfliegende einem seiner Gefangenen ähnlich sehe, abgelenket, und Feyer entspringt.“

Wundervolle Geschichten stehen in dem Buch, unheimliche, ro- mantische, fürchterliche und groteske, aber alle sind wahr. Da ist die Geschichte von dem gestörten Begräbnis:

„Bei allen Diebstählen muß der General voran. Feyer stürzte dieser Regel gemäß gegen die Stube und warf die Thüre mit einem Stoß auf. Wer mahlt sein Erschauern, als er sie voll von Menschen fand, die ihn mit großen Augen und verzerrten Mäulern anstarr- ten. Die Sache verhielt sich so. Im Hause war der Eigentümer gestorben, die Anwesenden waren diejenigen, die nach Sitte die Leiche bewachen und betten mußten. Wer die abergläubische Furcht des Landvolkes kennt, kann sich leicht denken, welchen Schreden diese bei dem zertrümmernden Stoß wider die Hauspforte, dem Aufwerfen der Thüre und dem Erscheinen der fremden Gestalten empfunden haben mögen. Feyer hatte Gegenwart des Geistes genug, beim Anblicke der Menschen-Menge seine Partie zu ergrei- fen. Er hielt seine gespannte Pistolen unberzagt auf sie hin. Ohne einen Moment zu verweilen, oder an Gegengewehr zu denken, sprangen die Bauern davon. Nun begannen die Räuber die Haus- bewohner zu knebeln und so schnell als möglich war geplündert.“

Oder der Bericht von der aufgefundenen Leiche des Weibes von Feyer, die dieser selbst ermordet hatte:

„Eines Tages fährt ein Bauernjunge über das Feld bei Neuf. Plötzlich sinkt das Rad am Wagen tief in die Erde und siehe da, der Fuß eines toten Menschen kommt aus dem Grunde zum Vor- schein. Der Bauernjunge, wie leicht zu denken, erschrocken über den Anblick, flieht ins Dorf und macht Lärmen. Die Obrigkeit wird von der Sache unterrichtet. Sie erscheint an der Stelle, läßt nach- graben und findet den Leichnam einer jungen Person des andern Geschlechts.“ Der Sachverhalt stellte sich erst nach Jahren heraus.

Wie immer standen auch damals Prostitution und Verbrechen in innigstem Zusammenhang. Die Bordelle waren die Schlupf- winkel und Hehlernester der Räuber, und merkwürdigerweise sollen sowohl Schinderhannes wie Feyer vor ihrem Tode die Umstehenden vor diesen Häusern gewarnt haben; sie seien die erste Ursache zu ihrem Verderben gewesen. Vielleicht sind diese pathetischen Worte unwahr. Aber sicher hat der Verfasser recht, als er einmal die junge Lebelvelt darauf aufmerksam macht, daß man doch bei der- artigen Mädchen nie wissen könne, ob nicht zuvor ein Räuber in ihren Armen geruht. Zahlreiche Stellen in diesem Buch beschäfti- gen sich mit diesem Problem: „Zwey Nimpfen im Bordelle Mar- rianne de Antoni und Marianne Lorschied erschienen vor dem Friedensrichter, ob aus Partheit des Gewissens oder aus Furcht, mit ihrer Cara Mama aufgehoben zu werden, will ich nicht ent- scheiden, — und brachten zwey Saßpistolen, die die beiden Juden unter dem Kopfstissen verborgen hatten. . .“ Das ist ein Aus- nahmesfall. Gewöhnlich entlasteten sie, und es gab einige, die sich nur mit Gefangenenbefreiungen beschäftigten. Einmal heißt es, „Feyer, Hedmann, Beyers und Lillenberg reisten nach Frankfurt, lehrten in die Bordelle ein, lebten eine Zeilang mit den Freuden- mädchen, verschwendeten die Beute und — erbeuteten dafür alle, wie sie waren, eine häßliche Krankheit. Diese verzehrte den Rest ihres Geldes, und sie mußten sich nach Neuwied auf eine oder die

andere Art zu helfen suchen. Sie wählten endlich das Mittel, sich für Katechumenen des Judentums auszugeben, was ihnen bei ihrer Kenntnis jüdischer Gebräuche und Sitten nicht schwer wurde, um so unterwegs bei reichen, mildtätigen Hebräern einzulehren, sich bewirzen zu lassen und weiterzureisen."

Der große Prozentfuß von Juden fällt auf. Von 205 Mitgliedern niederländischer Bänden waren 112 Juden. Wenn sie so prachtvoll ausgesehen haben, wie ihre Namen, müssen es wunderbare Kerle gewesen sein: Schmuhl Nudel, Beuß Hühnerhund, Bogel Moscher, Feibisch Pofak, Kaufsche Mainzger, Leibchen Schloß, Mascholer, Generalchen —, das war eine gefährliche Gesellschaft von niederländischen verkommenen und verkommenen Juden. Die Bänden waren regelrecht organisiert. Ihre Angriffsart auf die Häuser zur Nachtzeit war genau festgelegt und gleichbleibend. 50 und mehr Mann zogen (manchmal auf Wagen) zu dem festgesetzten Ort und rannten mit einem Baumstamm oder einem ausgerissenen Wegweiser die Tür ein. Alles war bis aufs kleinste verabredet und vorgeesehen. Die Schlüssellöcher zur Kirchentür waren verstopft, damit nicht Sturm geläutet werden konnte, die Nachtwächter wurden vorher überfallen und gefnebelt, einmal hing sich sogar einer der Frechsten das Horn des Wächters um und blies in dem schlafenden Dorf die Stunden aus. Es fehlt nicht an lustigen Episoden: wie einmal eine ganze Gesellschaft von Räubern von vier alten Weibern jämmerlich zerkratzt und zerbitzen wird, wie bei einer Gausfuchung Fehler in ein Kinderbett kriecht, in dem schon zwei Mädchen schlafen, so daß nur sein Haarschopf aus den Rissen strakt und die Gendarmen ihn liegen lassen. Wie sie immer wieder entweichen, mit gefältschten Pässen arbeiten, wie dreifste Frechheit über unfähigen Beamendünkel den Sieg davon trägt.

Bewundernswert war ihre Disziplin. Ein Beispiel: „Der scheele Zidjak kam oft von Mersjen, wo er lange sich aufgehalten hatte, nach Nachen und hohlte dort Jungen, um Diebstähle zu begehen. Unter diesen Jungen war einer, der alles verrieth, was die Bande vornahm. Dieses wurde bekannt. Eines Tages kam der scheele Zidjak von Mersjen, nahm eine Schippe mit, grub unterwegs ein Grab und gieng wie gewöhnlich nach Nachen, um den Menschen, der ausgeplaudert hatte, zu rufen, mit auf einen Raub auszugehen. Er folgte. Als sie an dem Orte sich befanden, wo das Grab errichtet war, fuhr das Ungeheuer Zidjak mit wilder Stimme den Unbesonnenen an, hielt ihm vor, daß er die Bande verraten habe, hieß ihn niederknien, dreh Vater Unser bethen und sich zum Tode bereiten, denn er müsse sterben. Vergebens jammerte der Unglückliche um Gnade. Alles Flehen rührte das Herz des grausamen Banditen nicht. Er ergriff die Pistole, schoß ihn nieder und begrub seinen Körper in das bereits errichtete Grab.“ Der Räuber Picard, eine Größe ersten Ranges, befreite sogar einmal einen Verräter aus dem Gefängnis, um ihn dann zu erschicken.

Das merkwürdige Buch ist viel mehr als ein Kulturbild. Die großen Gerichtsverhandlungen mit den pathetischen Reden der Mörder, die öffentlichen Hinrichtungen, die rasende Furcht, die ganze Landstriche ergriff und die Menschen in ihren Schlafzimmern bei jedem Windstos emporsahren ließ, das regt wohl auch zu Vergleichen mit den heutigen Räuberbanden an. Aber wir haben Dynamit, und die Poesie ist von diesem Handwerk fast abgestreift. Heute vor hundert Jahren! — Dieses Buch ist mehr. Eine Welt steigt auf: verschollene Verbrechenausdrücke, alte Redensarten, Worte, die über schmuzige Tische beim Wein hin und her flogen, Weiber, Dreck, Blut, Verrat. Und zwischen all dem Wüsten das Geld, das geliebte Geld, das so schwer entrisen wurde und so schnell zerrann. Es wäre ganz dumm, beim Lesen dieser Berichte sein Gefühl auf „sympathisch“ oder „unsympathisch“ einzustellen. In dem Buch weht die Luft, die um all diese Menschen war, die jetzt tot sind, aber einmal haben sie gelebt, und es gab für sie nichts Wichtigeres, als ein Protokoll zu beendigen, oder einen Ring zu stehlen, oder das bishigen Leben zu reiten und sich gefnebelt eine brennende Treppe herunterzuwerfen. Ein ungeheures Lebensgefühl durchzieht die nüchternen Gerichtsberichte. Es war nach der Revolution und es muß wie ein Rausch, eine Eier über diese Menschen gekommen sein, von denen viele Paris gesehen hatten; einige waren reich geworden dabei und hätten es schon nach ein, zwei Jahren nicht mehr nötig gehabt, zu rauben. Aber es war der unbestimmte Trieb zu raffen, was sich raffen ließ.

Juristisches vom Storch.

Das Märchen vom Storch wird in den guten Kinderstuben der deutschen Doffentlichkeit gehütet wie das Bild von Sais. D rühret, rühret nicht daran! Denn sonst bekommst Du etwas auf die Finger. Die Wächter — ein Schutzmann rechts, ein Schutzmann links, umgürtet mit dem bösen Browning und in den Händen den probaten, stählernen, gezückten Polizeigeist — kennen ihre Pflicht und lassen kein Pipselchen des Schleiens, der die „Unzüchtigkeit“ verhüllt, lästern. Und wenn du bestotrotz sagst: „Derr Wachtmeester, es war einmal ein Storch . . .“, dann fällt du sofort auf den Rücken, weil sie dich anhauchen; „Im Namen des Gesetzes erkläre ich ihnen für verhaftet von wejen Verletzung von det normale Schamgefühl!“

Das „normale Schamgefühl“ — auch so ein Polizeibrotzen, an dem du Zeit deines Lebens herumzausehen kannst und kriegt nichts herunter. du stehst höchstens als lokaler Zeitgenosse davor, be-

staukst den Knochen, der da vom Polizeitisch heruntergefallen ist, und läßt dir ein wohliges Grufeln über den Rücken gleiten vor so viel hartgejottener Verknöcherung, mit der du absolut nichts anzufangen weißt. Mit der überhaupte niemand etwas anzufangen weiß. Höchstens ein Landgericht, das den Broden aufhebt, ihn dir voll Verachtung ins Gesicht schleudert und verfügt, daß du entweder Lademann machst oder gar ins Rittchen ziehst.

Aber es muß gesagt werden, daß trotz des scharfen polizeilichen Schutzes und der liebevollen, verständnisinnigen Verbrüderung der Polizei- und Richterseele der Respekt vor dem Märchen vom Storch in der Doffentlichkeit immer mehr abbröckelt. Allerlei Mögliches hat dazu beigetragen. Am wenigsten vielleicht das niedliche Willkürdoug des Herrn Polizeipräsidenten an Eissa Durieux. Mehr die großen Prozesse aus der Gesellschaft. Ich denke da z. B. an Moltke und Eulenbusch. Nur ganz Naive konnten nach der Abjähnüfelung der verschiedenen Sexualfronten noch annehmen, daß in der königlich preussischen Kinderstube alles beim Alten bleiben würde. Und als gar Herr Harden in einem ausgedehnten Artikel der „Zukunft“ über den Schönebeck-Prozess seine brünstigerperberse Sauce ausgegossen, da schien es überhaupt vorbei zu sein. Aber nein, sagte sich der offizielle Geist in Preußen-Deutschland, was eine richtige Kinderstube ist, da muß Ordnung herrschen. Ein Kind darf nun einmal nichts wissen von so was. Wispern dürfen sie wohl davon, sich gegenseitig auch in die Ohren tickern. Aber nur nicht laut davon erzählen. So was macht man wohl, aber spricht nicht darüber. Und Herr Jagow setzt sich mit dem ganzen Gewicht seiner moralischen Persönlichkeit den unartigen Pressekindern in den Nacken und ziept sie an den Ohren. „Pst!“ sagt er. „Stille im deutschen Blätterwald! Ich regle den Verkehr, das genügt. Und wenn ihr wollt, verbiete ich auch die Reformsofen als verkehrshinderlich. Nur hört mir in der Doffentlichkeit nicht das Märchen vom Storch. Sonst . . .“ Und sein Gemurmel läuft in ein dumpfes Donnerrollen aus, zu dem der Staatsanwalt eventuell den Blitz leiht.

Die bösen Buben sterben nie aus. Eine alte Geschichte. Das zeigt auch wieder das Gerichtsregister des letzten Jahres. Wieviele mußten vor den Rabi zitiert werden, weil sie „frech und respektlos, wie sie nun einmal sind, das Märchen vom Storch verhöhnend und in allerlei Geschichten und Artikeln zu beweisen suchten, daß das so sorgsam gehütete Märchen ein Verbrechen am Volkstum wäre, daß man im Gegenteil nicht oft genug über das schreiben könnte, was mehr als alles andere auf der Welt die Menschen bewegt, erschüttert, lenkt, sie zu großen Männern und großen Verbrechern, wenn nicht gar zu Dichtern macht. „Seht die Tragödie!“ riefen sie aus. „Eine folgt auf die andere, weil Männer und Frauen dieses Nährmichnichten in seiner ganzen elementaren Tragik erst zu spät erlannten.“ Tragödie hin, Tragik her, sagte da der scharfgeschliffene Polizeigeist, das ist mir alles toute-mêmes chose; und er verbot und verbot und steckte die böser Buben ein wegen Verletzung des „normalen Schamgefühls“.

Was hat da nicht alles das „normale Schamgefühl“ verlegt! Vor allem ein Abschnitt aus Zolas prachtvollem Roman „Arbeit“, der natürlich — wo sollte es sonst anders gewesen sein — in einer sozialdemokratischen Zeitung erschienen war. Dann Klaubert, der große Franzose, Herbert Gutenberg, der neue deutsche Dichter. Von Bedefind braucht man gar nicht zu sprechen, da ist man schon daran gewöhnt. Auch Hans Hhans Roman „Die Verführten“, der zuerst unter dem Titel „Im Namen des Gesetzes“ im „Vorwärts“ erschien, ist beschlagnahmte. Und vielen anderen erging es ebenso.

Landgericht und Reichsgericht, die nicht umhin können, dem Muderum Konzessionen zu machen, suchen wenigstens in ihrer Urteilsbegründung eine kleine Gewissensentlastung zu finden, indem sie mit einem jeuitischen Augenaufschlag um die arme Volksseele barmen. So sagt z. B. neuerdings das Reichsgericht, daß Betrachtungen moralischer, religiöser und allgemein philosophischer Art Dinge und Vorgänge aus dem Gebiete des Geschlechtlichen in Wort und Bild erörtert und dargestellt werden könnten; die Rundgebung der Gedanken brauche deshalb noch nicht unzüchtig zu sein. Sie sei es aber, wenn durch die äußere Erscheinung, in der diese Gedanken- und Sittlichkeitsgefühl, wie es in den zweiten Schichten der Bevölkerung bei gesitteten Personen besteht“, verlegt würde.

Sehr schön! Also erlaubt ist's. Aber nun frage ich einen Menschen, was ist denn eigentlich dieses handwurmlange Scham- und Sittlichkeitsgefühl, das das Reichsgericht so hinstellt, als wäre es gerichtsnotorisch? Ein bayerischer Zentrumsabgeordneter z. B. und ein Hamburger Schiffskapitän werden gewiß nicht darüber einer Meinung sein. Auch nicht ein Mitarbeiter vom „Simplicissimus“ und ein Schreiber vom „Christophorusboten“. Und alle diese vier rechnen sich zu den „gesitteten Personen der zweiten Schichten der Bevölkerung“ und verbitten es sich sehr, „wenn man ihnen an den moralischen Wagen fährt“. Vier Personen und schon vier Urteile, und tausend Personen, tausend Ansichten. Wie sollte da der Dichter und Künstler das richtige Schamgefühl finden, wo es doch nur zwei genaue kennen: der Herr Schutzmann und der Richter. Aber diese beiden Kenner verraten nun einmal nicht, wie das merkwürdige Gewächs aussieht.

Neuartig in seinem Gedankengang ist auch, daß das Reichsgericht verfügt: „Ob eine Schrift einen Leser veranlassen kann, eine in geschlechtlicher Richtung gegen die Sitte

und Zucht verstößende Handlung vorzunehmen, ist für die Frage, ob die Schrift selbst, ihr Inhalt einen unzüchtigen Charakter hat, nicht von ausschlaggebender Bedeutung. Nicht darauf kommt es an, ob die Schrift geeignet ist, Lüsterheit zu erregen, sondern darauf, ob sie geeignet ist, das Schamgefühl zu verletzen; dieses bestimmt sich nach dem Durchschnittsempfinden der Gesamtheit." Es lautet fast wie ein Zugeständnis, ist aber im Grunde genommen dasselbe wie vorher.

Grotesker würden freilich die Urteile, die sich auf Mittel zur Verhütung der Konzeption beziehen. Der § 184 Ziffer 3 sagt, daß ein objektiver, zu unzüchtigem Gebrauch bestimmter Gegenstand dem Publikum nicht angepriesen werden darf. Hierzu verfügt das Reichsgericht: „Der Anpreisende hat es nicht in der Hand, die Verwendung der Präservativs zu aufernehmlichem Geschlechtsverkehr zu verhüten. Die Vorschrift hat auch den Zweck, die Erregung von Vergernis durch derartige Anpreisungen beim Publikum zu verhindern. Dieses Vergernis wird auch erregt, wenn die Gegenstände nur Familienvätern angeboten werden sollen.“ Und an anderer Stelle: „Darauf, ob die Zwecke, die bei der Anwendung empfängnisverhütender Mittel verfolgt werden, an und für sich berechtigt sind, ob namentlich die Verhütung der Empfängnis im Einzelfalle aus gesundheitlichen Rücksichten und allgemein im volkswirtschaftlichen Interesse zu billigen sind, kommt es nicht an. Das Gesetz trägt nur dem öffentlichen Anstand Rücksicht und verhindert, daß sich die Anpreisung solcher Gegenstände in der Öffentlichkeit vollzieht. Darüber hinaus scharftränkt es Verwendung, Verkauf und Verbreitung der Mittel nicht ein.“

Das Gesetz verbietet also den Verkauf solcher Gegenstände nicht. Es hält sie demnach nicht für „unzüchtig“. Und trotzdem verurteilt man den Sünder, der diese Mittel öffentlich anpreist, nach dem Unzuchtparagraphen. Man greift wohl nicht daneben, wenn man die Auslegung des Reichsgerichts umbiegt und ausspricht, was wohl mit der Ausrede des „öffentlichen Anstandes“ und der „Erregung von Vergernis“ eigentlich bezweckt werden soll: Der Kaiser braucht Soldaten.

Seiter und echt bürokratisch ist ein neuerer Fall, der in Hamburg gezeugt wurde. Dorselbst sang eine Soubrette mit großem Erfolg ein Lied, zu dessen Vortrag sie nicht die Erlaubnis des Verfassers eingeholt hatte. Dieser verklagte sie also und verlangte Schadenersatz. Das Gericht, das den Fall bearbeitete, kam aber zu dem Ergebnis, daß das Lied unzüchtig ist und daß deshalb der Kläger, da unzüchtige Werke nicht geschützt sind, auf keinen rechtlichen Schutz Anspruch hat. Die Sängerin konnte also das „unzüchtige“ Lied unbehelligt weiter singen, während sie im anderen Falle — wenn es ein „züchtiges“ Lied gewesen wäre — es nicht nur sofort von ihrem Repertoire hätte streichen, sondern dafür auch noch ansständig hätte berappen müssen.

Völlig entfällt hat sich aber das Gericht erst, als es im Vorjahre eine Druckschrift konfiszierte, die den Titel trug: „Weniger Kinder und glücklichere Eltern“. Neben dem Inhalte galt auch das Titelblatt als unzüchtig. Dieses Titelblatt stellte zwei nackte Menschen beiderlei Geschlechts und einen weinenden Storch dar, dem die weibliche Figur eine lange Nase machte.

Wir Hinterbliebenen begreifen und ehren den Schmerz der hohen Behörde.

Der weinende Storch sei auch künftig in eurem Beiseid empfohlen, deutsche Schutzmänner und Richter! Th. B.

Kleines feuilleton.

Sozialhygiene.

Die gewerbliche Staubgefahr. Ueber die Aufnahme von Staub aus der Luft in die Lungen berichtet das „Archiv für Hygiene“ (Band 75, Heft 3) auf Grund von Experimenten, die im hygienischen Institut zu Würzburg von Prof. Lehmann, Dr. Schröder und Dr. Saito ausgeführt worden waren. Der letztere, ein japanischer Arzt, hatte schon vorher ähnliche Versuche an Tieren vorgenommen. Durch Glasröhrchen wurde die Atemluft, ganz gleich ob durch Nase oder Mund, aufgenommen und die ausgeatmete Luft, die ebenfalls durch Röhrchen ging, wurde durch Watte, die alle feinsten Bestandteile zurückhält, filtriert und durch eine Gasuhr gemessen. Die einzuatmende Luft wurde mit einer bestimmten Menge Bleiweiß vermengt und jedes Schlucken wurde tunlichst vermieden damit auch die im Speichel enthaltenen Staubmengen gemessen werden konnten.

Bei der ersten Versuchsreihe, in welcher durch die Nase eingeatmet wurde, erwies es sich, daß durchschnittlich 10 Proz. des Bleiweiß wieder ausgeatmet wurden. Das übrige blieb im Körper, und zwar rund 51 Proz. allein in der Nase und 3 Proz. in der Mundhöhle. Die Differenz, also circa 40 Proz., gelangte in die Lunge. Noch ungünstiger gestalteten sich die Verhältnisse bei der Einatmung durch den Mund und der Ausatmung durch die Nase; hier wurden nur 1—6 Proz. des eingeatmeten Staubes wieder ausgeatmet, in der Mundhöhle blieben 12—15 Proz., in der Nase bis 7 Proz., den Rest, bei einzelnen Versuchen fast 80 Proz., nahm die

Lunge auf. Da bei der Nasenatmung 50 Proz. des eingeatmeten Staubes in der Nase zurückgehalten werden, empfiehlt es sich, bei der Arbeit in staubigen Betrieben die Nase nicht nur zu schnauben, sondern ebenso wie den Mund zu spülen.

Die Tierversuche von Dr. Saito hatten ergeben, daß im allgemeinen etwa 95 Proz. des eingeatmeten Staubes im Körper geblieben waren und nur 3 bis höchstens 12 Proz. wieder ausgeatmet wurden, und man darf für die Berechnung der Staubaufnahme durch den Menschen ruhig annehmen, daß fast die ganze eingeatmete Staubmenge auch wirklich dem Organismus einverleibt wird, solange der Körper sich nicht durch Niesen dagegen wehrt. Dieser Akt des Selbstschutzes im Körper fällt aber bald aus, da die Nase sich schnell daran gewöhnt, nicht mehr durch Niesen den als Reiz wirkenden Staub zu entfernen; um so notwendiger erweisen sich also die Nasenspülungen. Auch durch Verschlucken von Speichel und Nasenschleim gelangt viel Staub in den Körper und zwar natürlich in den Magen. Es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß die Staubmengen, die in den Lungen von Staubarbeitern gefunden werden, nur einen gewissen Prozentsatz des im ganzen aufgenommenen Staubes darstellen; da die Lösungsbedingungen des Staubes im sauren Magensaft weit günstigere sind als in den Lungen, so steigt durch Verschlucken bestimmter Staubsorten die Vergiftungsgefahr erheblich. Kommt doch die Bleikrankheit fast ausschließlich durch Verschlucken des bleihaltigen Staubes zustande. Jedenfalls ist es notwendig, daß unter die Zahl der Vorsichtsmaßnahmen gegen berufliche Schädigungen in Staubbetrieben auch Spülungen des Mundes und der Nase während und nach der Arbeit aufgenommen werden.

Völkerkunde.

Ein begabtes Naturvölk. Im äußersten Süden der Insel Mindano, die wiederum die südlichste und auch die größte der Inselgruppe der Philippinen ist, liegt ein mächtiger Vulkanberg, der sich bis zu 3200 Meter erhebt und von den Spaniern, den früheren Besitzern des Landes, mit dem Namen Apo (Großvater) belegt wurde, während er bei den Eingeborenen Sandaua (der Schwefelge) heißt. Nicht nur die von diesem grozartigen Vulkan beherrschte Landschaft, sondern auch die dort hausenden Menschen sind höchst merkwürdig. Sie gehören zu den Vagobos, einem Volksstamm, der sich gleichzeitig durch sehr anpruchslöse Lebensführung und durch hohe geistige Begabung auszeichnet. Elizabeth Meicall hat vor der Amerikanischen anthropologischen Vereinigung die Vagobos eingehend geschildert. Sie sind ein echtes Völkchen, das eine meist nomadische Lebensweise führt. Vom Ackerbau kennen sie nur die Kultur von Bergreis. Auch diese aber hat sie nicht zu der Selbstständigkeit geführt, die sonst das Merkmal der ackerbauenden Völker ist. Vielmehr roden sie in jedem Jahr eine neue Waldfläche, um ihre Pflanzung dort anzulegen. Von den neuen Herren der Philippinen, von den Amerikanern, sind die Vagobos allerdings ein wenig in ihrer Freiheit beschränkt worden. Man hat sie auch in Dörfern zu vereinigen gesucht und dadurch die Macht ihres Hauptlings Dato einigermassen beeinträchtigt. Jedoch scheint diese neue Lebensart dem Volke ganz gut zu gefallen. Sie sind auffällig sowohl äußerlich durch ihre prächtige Kleidung wie durch ihre Intelligenz und Gelehrigkeit.

Früher bestand ihr ganzes Besitztum in Vieh, schönen Kleidern, Sclaven und Trommeln. Die Zeiten der Sklaverei sind auch für dies Volk nun vorüber. Die Trommeln oder Aguns haben ihre alte Wertschätzung behalten, und ein Konzert auf diesen Instrumenten von gewaltiger Größe soll eine unbeschreibbare Wirkung hervorbringen. Ueberhaupt scheinen die Vagobos ein recht musikalisches Volk zu sein, denn sie haben auch eine ganze Anzahl von Saiten- und Blasinstrumenten erfunden. Jene Trommeln aber sind die Hauptsache und bilden als Tauschmittel geradezu einen Ersatz für Geld, wie auch das Vermögen eines Mannes gewöhnlich nach der Zahl seiner Aguns angegeben wird. Die Kleider werden aus Haarfaser hergestellt, die zu einem sehr gleichmäßigen Tuch verwoben werden und sich in wunderbarer Weise zu der künstlerischen Drapierung eignen, die der natürliche Geschmack des Volkes verlangt. Leider hat sich auch hier schon ein verderblicher Einfluß der Europäer bemerkbar gemacht, da die Kunst der Stiderei mit Kreuzstich, die noch vor 50 Jahren von den Vagobosfrauen in feinsten Weise ausgeübt wurde, zu einer Seltenheit geworden ist. Andererseits scheint sich das Schmutzbedürfnis noch gesteigert zu haben, da die Kleider jetzt auch mit dünnen Perlmutterschelmen besetzt werden.

Die Häuser werden nie auf Bäumen, sondern immer auf dem Boden selbst aufgebaut, meist aus Bambus. Zum Dachdecken dienen die Blätter gewisser Bäume. Wie bei den Schildbürgeru liegt die ganze Wohnung eine Treppe hoch, und der Eingang wird durch eine Leiter ermöglicht. Auch das Innere ist ziemlich merkwürdig, indem namentlich in aristokratischen Wohnungen die Fußböden der einzelnen Räume sich nicht in gleicher Höhe befinden. Ein besonders erhabener Platz ist für die Hauptmitglieder der Familie und für Gäste bestimmt, wie überhaupt die Abstufung des Fußbodens lediglich dazu bestimmt erscheint, den Tassen des Hauses das ihnen zukommende Niveau zuzuweisen. Die Feuerstelle befindet sich in der Nähe der Tür, und daneben wird das Wasser in Bambusröhrchen aufbewahrt. Auch ein Hausaltar fehlt nicht, vor dem einfache Opfer dargebracht werden.